



Würzburger Vorträge
zur Rechtsphilosophie,
Rechtstheorie
und Rechtssoziologie

30

Herfried Münkler

Clausewitz'
Theorie des Krieges



Nomos Verlag

Herfried Münkler

3

Clausewitz' Theorie des Krieges

Wörterbuch Beiträge zur Rechtsphilosophie,
Rechtstheorie und Rechtssoziologie

Herausgegeben von Hans-Dieter
und Erika Willoweit

Beigabe von Hans-Dieter Willoweit, Ulrich Weber
und Edgar Michael Wenz

Heft 30



Verlag
Schöningh

Würzburger Vorträge zur Rechtsphilosophie,
Rechtstheorie und Rechtssoziologie

Herausgegeben von Horst Dreier
und Dietmar Willoweit

Begründet von Hasso Hofmann, Ulrich Weber
und Edgar Michael Wenz †

Heft 30

Herfried Münkler

Clausewitz' Theorie des Krieges



Nomos Verlagsgesellschaft.
Baden-Baden

Vortrag gehalten am 4. Juli 2002

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-8329-0163-9

1A 499263

1. Auflage 2003

K © Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2003. Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Clausewitz' Theorie des Krieges

Clausewitz gehört zu den viel zitierten, aber wenig gelesenen Autoren. Die von ihm geprägte Wendung, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln,¹ wird heute zumeist als Inbegriff des preußisch-deutschen Militarismus verstanden oder, abgeschwächt, als politische Direktive aus der Zeit vor der Entwicklung der Atombombe, als der Krieg, wie zugestanden wird, tatsächlich noch ein Mittel der Politik gewesen ist. Das Interesse an Clausewitz beschränkt sich, zumal in Deutschland, unter diesen Voraussetzungen auf eine Beschäftigung mit dem, was nicht mehr ist oder nicht mehr sein soll. Die Auseinandersetzung mit Clausewitz und seiner Theorie gilt darum in der Regel als Beschäftigung mit einer vergangenen Epoche, jedoch nicht als Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der Gegenwart. Zu ihrem eigenen Nachteil hat die Politikwissenschaft etwa Clausewitz' Theorie des Krieges an die Historiker überwiesen. Als am Ende des 20. Jahrhunderts sich die Kriege mehrten und bedrohliche Ausmaße annahmen, stand die Politikwissenschaft ohne analytisches Instrumentarium da.

Nur klein ist dagegen die Anzahl derer, die der Clausewitzschen Theorie nach wie vor analytische Kraft zum Verständnis gegenwärtiger Entwicklungen attestieren.² Für sie ist Clausewitz nicht nur der Histo-

- 1 „So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln.“ *Carl von Clausewitz*, Vom Kriege, hrsg. von Werner Hahlweg, 19. Aufl., Bonn 1980, S. 210. Und an anderer Stelle: „Wir behaupten dagegen, der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, dass dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch seine Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient, [...]“ Ebd., S. 990f.
- 2 Unter den jüngsten Arbeiten sind vor allem zu nennen *Andreas Herberg-Rothe*, Das Rätsel Clausewitz. Politische Theorie des Krieges im Widerstreit, München 2001,

riker der napoleonischen Kriege, sondern der theoretisch unübertroffene Analytiker eines Konflikts, bei dem zwei oder mehr Parteien ihren politischen Willen mit den Mitteln physischer Gewalt durchzusetzen versuchen. Der Abstraktionsgrad der Clausewitzschen Analyse ist in dieser Sichtweise so hoch, dass sie auch unter politisch wie militärisch grundlegend veränderten Bedingungen fruchtbar angewandt werden kann. So hat etwa der deutsche Historiker Hans Delbrück im Anschluß an Clausewitz zwischen Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie unterschieden und auf dieser Grundlage die militärischen Strategien des Ersten Weltkriegs einer grundlegenden Kritik unterzogen,³ oder der französische Soziologe und Politikwissenschaftler Raymond Aron hat, indem er das „Führen“ durch das „Denken“ des Krieges ersetzte (d.h. statt der physischen Vernichtung die technologische Veralterung der Waffensysteme ins Zentrum der Konfliktaustragung stellte), mit Clausewitzschen Kategorien die Strategien des Nuklearzeitalters analysiert.⁴ Auch die Partisanen- und Volkskriege nach dem Zweiten Weltkrieg sind verschiedentlich mit Hilfe der Clausewitzschen Theorie untersucht worden.⁵ Bemerkenswert ist immerhin, dass Clausewitz nach 1945 in der sowjetischen Militärdoktrin,⁶ aber auch in der US-amerikanischen Stabsausbildung, eine Rolle gespielt hat und weiterhin spielt.

sowie Ulrike Kleemeier, Grundfragen einer philosophischen Theorie des Krieges. Platon – Hobbes – Clausewitz, Berlin 2002, insbes. S. 214ff.

- 3 Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, Berlin 2000 (zuerst 1908-1920), Bd. IV, S. 582ff.
- 4 Raymond Aron, Clausewitz. Den Krieg denken, Frankfurt/M. 1980, S. 455ff.; zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch der Philosoph Vollrath, der die Clausewitzsche Theorie in handlungstheoretischer Perspektive fruchtbar zu machen versucht hat; vgl. Ernst Vollrath, Carl von Clausewitz: Eine mit dem Handeln befreundete Theorie, in: Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft, hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993, S. 63-78.
- 5 Vgl. Sebastian Haffner, Mao und Clausewitz, in: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege“, hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M. u.a. 1980, S. 652-663.
- 6 Dazu Olaf Rose, Carl von Clausewitz. Wirkungsgeschichte seines Werkes in Rußland und der Sowjetunion 1836-1991, München 1995, S. 230ff.

Ist die Clausewitzsche Theorie, so ist zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu fragen, aber auch geeignet, Hinweise, womöglich Antworten zu geben auf die grundlegend veränderten Kriege der letzten Jahre, die nicht mehr den Bedingungen einer symmetrischen Konfrontation zwischen Staaten unterliegen, sondern in denen zunehmend substaatliche, mitunter gar private Akteure Kriege führen und dies immer häufiger nicht zur Durchsetzung eines politischen Willens, sondern zwecks Einkommenserzielung tun.⁷ Vor allem der israelische Militärhistoriker und Kriegstheoretiker Martin van Creveld hat in den letzten Jahren daran erhebliche Zweifel geäußert und die Zeit der theoretischen Hegemonie von Clausewitz' Theorie für beendet erklärt.⁸

Ich will, um am Schluss meines Vortrags die Frage nach Clausewitz' Aktualität aufzunehmen, Ihnen zunächst Clausewitz' Werk in Verbindung mit seiner Vita vorstellen. Danach werde ich einige zentrale Elemente seiner Theorie herausarbeiten, um mich abschließend dann der Frage zuzuwenden, inwieweit die jüngsten Kriege mit Clausewitz über Clausewitz hinaus gedacht und analysiert werden können.

Das von Clausewitz hinterlassene Werk, von dem nur ein Bruchteil zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden ist, läßt sich untergliedern in die von ihm geführte Dienstkorespondenz, in politisch-militärische Memoranden, die aus aktuellen Anlässen heraus verfasst wurden, in die kriegsgeschichtlichen Studien, die sich mit den Feldzügen Gustav Adolfs, den Kriegen Friedrichs des Großen sowie insbesondere den napoleonischen Kriegen beschäftigen, und schließlich in die eigentliche Theorie des Krieges, die er in dem voluminösen Buch *Vom Kriege* ausgearbeitet hat. Seit jeher hat letzteres die größte Aufmerksamkeit gefunden, während sich für Dienstkorespondenz, Memoranden und kriegsgeschichtliche Studien in der Regel nur die auf die napoleoni-

7 Zur Beschreibung und Analyse dieser neuen Kriege vgl. *Herfried Münkler*, Die neuen Kriege, Reinbek bei Hamburg 2002, sowie *Mary Kaldor*, Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt/M. 2000.

8 *Martin van Creveld*, Die Zukunft des Krieges, München 1998, S. 62ff. Über van Creveld hinausgehend hat *John Keegan*, Die Kultur des Krieges, Berlin 1993, S. 34ff., die von Clausewitz hergestellte Verbindung zwischen Politik und Krieg als historisch überholt verworfen.

schen Kriege und die Zeit der preußischen Reformen spezialisierten Historiker interessiert haben.⁹ Für sie freilich sind Clausewitz' Schriften von kaum zu überschätzender Bedeutung, hat er doch nicht nur an mehreren Schlachten jener Epoche aktiv teilgenommen, etwa bei Jena und Auerstedt, bei Borodino, bei Großgörschen und schließlich bei Ligny und Wavre, sondern auch auf den Abschluss der Konvention von Tauroggen entscheidenden Einfluss genommen, durch die die preußischen Truppen unter General Yorck zur Jahreswende 1812/13 aus dem Verband der *Grande Armée* Napoleons ausscherten.¹⁰ Man kann sicherlich sagen, dass die Konvention von Tauroggen den bald danach vollzogenen Bündniswechsel Preußens von der französischen auf die russische Seite und damit den Beginn der sogenannten Befreiungskriege eingeleitet hat.

Zudem stand Clausewitz in engem Kontakt mit den wichtigsten Protagonisten der preußischen Reformen, zu deren Fortgang er selbst als einer der engsten Mitarbeiter Scharnhorsts entscheidend beigetragen hat. Mit dem Freiherrn vom Stein verband ihn ein Verhältnis gegenseitiger Achtung und Respekts; Wilhelm von Humboldt hat Clausewitz als klugen und analytischen Kopf geschätzt und sich mehrfach beim König für ihn verwandt; am engsten freilich waren seine Beziehungen zu Scharnhorst und Gneisenau: Scharnhorst verehrte er als väterlichen Freund und überragenden Kopf der militärischen Reformen, und Gneisenau war für ihn der bewunderte ältere Freund, der viel von dem besaß, was ihm selbst abging: Leutseligkeit und Jovialität im Umgang mit anderen sowie Entschlossenheit und instinktive Entscheidungskraft in militärisch unübersichtlichen Situationen. Clausewitz' Verhältnis zu den beiden lässt sich wohl nicht besser beschreiben, als er selbst dies in den Briefen getan hat, in denen er davon be-

9 Die wichtigsten Stücke sind veröffentlicht in *Carl von Clausewitz, Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe*, hrsg. von Werner Hahlweg, 2 Bde., Göttingen 1966 und 1991.

10 Zu Clausewitz' Biographie vgl. *Werner Hahlweg, Clausewitz. Soldat – Politiker – Denker*, Göttingen 1969, S. 11-61; *Dietmar Schössler, Carl von Clausewitz. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 40-72, sowie *Wilhelm von Schramm, Clausewitz. Leben und Werk*, Esslingen 1976, S. 105ff., 363ff., 397ff.

richtet, was deren Tod für ihn bedeutet: Am 30. Juni 1813 schrieb er unter dem Eindruck der Nachricht von Scharnhorsts Tod an seine Frau: „Du kannst denken, wie traurig ich bin. Ob er gleich für die Armee, für den Staat und für Europa unersetzlich ist, so kann ich doch an alles dies kaum denken, und ich verliere in diesem Augenblicke nur den teuersten Freund meines Lebens, den mir nie ein anderer ersetzen kann, der mir immer fehlen wird.“¹¹ Und den offiziellen Brief, in dem Clausewitz als Chef des Stabes der von Gneisenau kommandierten Armee Prinz Wilhelm, dem späteren deutschen Kaiser, den Tod Gneisenaus mitteilt, beendet er mit den Worten: „Gegen Euer Königliche Hoheit darf ich wohl sagen, dass mir der Verlust, den Se. Majestät der König, das Vaterland und die Armee in dieser gefahr- und verwirungsreichen Zeit an diesem heldenmütigen und edlen Manne machen, unersetzlich scheint; indes mich der harte Streich, der mich persönlich in dem Verluste eines solchen Freundes trifft – fast übermannt.“¹² Diese Passagen zeigen jene Empfindsamkeit Clausewitz', die das Fundament seiner großen sprachlichen Ausdrucksfähigkeit ist und die sein Hauptwerk *Vom Kriege* zu einem auch in literarischer Hinsicht herausragenden Stück der Geschichte des politischen Denkens gemacht hat.¹³ Der Zugang hierzu wird durch das stereotype Zitieren des Satzes vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln eher verstellt.

Wiewohl er oft dem Zentrum militärischer Entscheidungen nahegestanden hat, hat Clausewitz nie ein selbständiges militärisches Kommando geführt. Der Briefwechsel mit seiner Frau zeigt, dass er darunter gelitten hat. Bei Borodino, der großen Schlacht, die der russische General Kutusow im Herbst 1812 der vordringenden *Grande Armée*

11 *Carl und Marie von Clausewitz*, Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern, hrsg. von Karl Linnebach, Berlin 1916, S. 341.

12 Zit. nach *August Wilhelm Anton Neidhardt von Gneisenau*, Ein Leben in Briefen, hrsg. von Karl Griwank, Leipzig 1939, S. 390.

13 Vgl. *Herfried Münkler*, Carl von Clausewitz, in: *Pipers Handbuch der politischen Ideen*, hrsg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler, Bd. 4, München 1986, S. 92-103, sowie *Peter Paret*, Clausewitz, in: *Makers of Modern Strategy. From Machiavelli to Nuclear Age*, hrsg. von Peter Paret in Zusammenarbeit mit Gordon A. Craig und Felix Gilbert, Princeton, N.J. 1986, S. 186-213.

vor Moskau lieferte und in der Napoleon seinen letzten großen Sieg errang, war er einer Kavallerieabteilung zugeordnet, die nach einer fehlgeschlagenen Attacke während der gesamten Schlacht untätig auf einem Hügel stand, von wo aus Clausewitz den Schlachtverlauf beobachten konnte.¹⁴ Dazu verurteilt, Beobachtender und nicht Handelnder zu sein, hat Clausewitz eine eindrucksvolle Beschreibung geliefert, in der er die Funktion einer Schlacht sinnlich-konkret dargestellt hat: „In dieser Lage sahen wir der Schlacht zu, und es ist mir immer merkwürdig geblieben, wie sie nach und nach den Charakter der Ermüdung und Erschöpfung annahm. Die Infanterie Massen waren so zusammengeschmolzen, dass vielleicht kein Drittheil der ursprünglichen Massen mehr im Gefecht war; die übrigen waren tot, verwundet, brachten Verwundete zurück oder sammelten sich hinten; kurz, es waren überall weite Leeren entstanden. Die ungeheure Artillerie, die von beiden Seiten über 600 Kanonen ins Gefecht gebracht hatte, ließ sich nur in einzelnen Schüssen noch hören, und selbst diese Schüsse schienen nicht mehr den ursprünglichen donnernden kräftigen Ton zu haben, sondern ganz matt und heiser zu klingen. Die Kavallerie hatte fast überall die Plätze und die Stellen der Infanterie eingenommen und machte ihre Anfälle in einem müden Trabe, indem sie sich hin- und hertrieb und sich wechselweise Schanzen abjagte. Nachmittags um 3 Uhr ungefähr sah man, dass die Schlacht in den letzten Zügen lag und daß also, wie meistens, die Entscheidung der ganzen Frage nun davon abhängt, wer noch den letzten Trumpf in der Hand, die stärksten Reserven zurückbehalten habe.“¹⁵

In *Vom Kriege* hat Clausewitz die bei Borodino und andernorts gewonnenen Eindrücke zu einer abstrahierenden Analyse der Feldschlacht verdichtet: „Was tut man jetzt gewöhnlich in einer großen Schlacht? Man stellt sich in großen Massen neben- und hintereinander geordnet ruhig hin, entwickelt verhältnismäßig nur einen geringen Teil des Ganzen und läßt sich diesen ausringen in einem stundenlan-

14 Dazu *Herfried Münkler*, Clausewitz' Beschreibung und Analyse einer Schlacht: Borodino zum Beispiel, in: *Schlachtfelder. Zur Codierung von Gewalt im medialen Wandel*, hrsg. von Steffen Martus u.a., Berlin 2003 (i.E.).

15 *Clausewitz*, *Schriften* (Fn. 9), Bd. 2, S. 850f.

gen Feuergefecht [...]. Hat dieser eine Teil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt, und es bleiben nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem anderen ersetzt. Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäßigttem Element wie nasses Pulver langsam ab, und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil niemand mehr sehen kann und sich niemand dem blinden Zufall preisgeben will, so wird geschätzt, was dem einen und dem andern übrig bleiben mag an Massen, die noch brauchbar genannt werden können, d.h. die noch nicht ganz wie ausgebrannte Vulkane in sich zusammengefallen sind.“¹⁶ Die Schlachtordnung ist demnach, wie Clausewitz in fast zynisch klingender Sachlichkeit definiert, „nur ein Zurechtstellen der Kräfte zum bequemen Gebrauch und der Verlauf ein gegenseitiges langsames Verzehren dieser Kräfte aneinander, um zu sehen, wer seinen Gegner früher erschöpft haben wird“.¹⁷ In diesem Sinne ist für Clausewitz die Schlacht ein Messen der moralischen und physischen Kräfte mit Hilfe der letzteren; beide aber, die moralischen wie die physischen Kräfte, sind untrennbar miteinander verbunden, und „wer am Schluß die größte Summe von beiden übrig hat, ist der Sieger“.¹⁸ Dabei hat Clausewitz im Prinzip die moralischen Faktoren höher gewertet als die physischen, war er doch der Auffassung, es gehe eher um die Demoralisierung, nicht die Tötung des Gegners, aber da ersteres ohne letzteres nicht zu haben sei, nehme die Schlacht stets einen blutigen Verlauf. Im Prinzip aber gehe es darum, den Gegner zu demoralisieren und ihm die Zuversicht auf die Durchsetzung seines Willens zu nehmen. Clausewitz' objektivierende Analyse der Schlacht mag für viele zynisch und gefühllos klingen, aber dass dies eher dem Erfordernis des Gegenstands als Clausewitz' eigener Einstellung geschuldet ist, zeigt jene andere Passage, in der er über die Hauptschlacht schreibt, sie sei „der blutigste Weg der Lösung; zwar ist sie kein bloßes gegenseitiges Morden und ihre Wirkung mehr ein Totschlagen des feindlichen Mutes als der feindlichen Krie-

16 Clausewitz, Vom Kriege (Fn. 1), S. 420.

17 Ebd., S. 455.

18 Ebd., S. 429.

ger [...], allein immer ist Blut ihr Preis und Hinschlachten ihr Charakter wie ihr Name; davor schaudert der Mensch im Feldherrn zurück.“¹⁹

Clausewitz hat diese am Schlachtgeschehen entfaltete Vorstellung schließlich auf den Krieg als ganzes übertragen und ihn als den Kampf zweier Willen definiert: „Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken, so tun wir besser, uns zwei Ringende vorzustellen. Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein *nächster* Zweck ist, den Gegner *niederzuwerfen* und dadurch zu jedem fernerem Widerstand unfähig zu machen. *Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.*“²⁰ Ich habe diese Definition des Krieges so ausführlich zitiert, weil sie systematisch der berühmt-berüchtigten Definition vorangeht, die – vollständig zitiert – lautet: „So sehen wir also, dass der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln.“²¹ Hier wird der Wille der Kämpfenden als ein politischer Wille identifiziert, und auf dieser Grundlage werden militärische Entscheidungen den Vorgaben der Politik untergeordnet.

Freilich ist diese Subsumtion unter die Politik von der ursprünglichen Definition des Krieges als eines Akts der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, her gesehen nicht zwingend, und schon ganz und gar nicht zwingend ist die Identifikation von politisch und staatlich, wie sie in der Kritik an Clausewitz immer wieder zu finden ist.²² Der Wille, von dem Clausewitz hier spricht,

19 Ebd., S. 469.

20 Ebd., S. 191 (Hervorhebungen von Clausewitz).

21 Ebd., S. 210.

22 Zwar hat Clausewitz, was zweifellos den zeitgenössischen Konstellationen in Europa zu Beginn des 19. Jahrhunderts geschuldet ist, dazu tendiert, das Politische als das Staatliche zu identifizieren, aber diese Neigung ist bei ihm nicht durchgängig, sondern tritt nach dem Sieg über Napoleon und der Wiederherstellung Preußens erst verstärkt hervor; vgl. dazu *Herfried Münkler*, Instrumentelle und existentielle Auffassung des Krieges bei Carl von Clausewitz, in: ders., *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*, Weilers-

kann im Prinzip auch unpolitisch sein – nur schien dies Clausewitz unter dem Eindruck der Konstellationen seiner Zeit so wenig plausibel, dass er darüber nicht weiter nachgedacht hat. Mit der normativen Unterordnung des Militärischen unter das Politische, wie sie im Kriegsepigramm erfolgt, stand Clausewitz zu seiner Zeit im übrigen allein, und in dieser Auffassung hat ihm auch später der preußische und deutsche Generalstab nie ganz folgen wollen. Am schärfsten hat sich General Erich von Ludendorff gegen diese Auffassung gewandt, als er in seinem Buch *Der totale Krieg* schrieb, Clausewitz' Theorien seien veraltet und also „über den Haufen zu werfen“.²³ Diese Clausewitz-Kritik war ganz konsequent, denn Ludendorff wollte nicht nur den Krieg, sondern die Politik überhaupt vom Militär bestimmt wissen. Politik wurde für Ludendorff zu einer Art Kriegführung, und die glaubte er beim Militär in den richtigen Händen. Deutschland habe, so Ludendorff, den Ersten Weltkrieg verloren, weil zu viele Politiker in die Kriegführung hineinregiert hätten. Tatsächlich hatte dagegen das Militär, insbesondere die 3. Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff, einen zu großen Einfluss auf Kriegführung und Politik erlangt und dabei Deutschland blindlings in die militärische Niederlage gesteuert.²⁴ Generaloberst Ludwig Beck, einer der führenden

wist 2002, S. 91-115. Vor allem in der Clausewitz-Kritik von Crevelde (Fn. 8) wird diese Dimension der Clausewitzschen Theorie übersehen und das Politische umstandslos als das Staatliche identifiziert.

- 23 *General [Erich von] Ludendorff*, *Der totale Krieg*, München 1935, S. 10. Ludendorff macht in gewisser Hinsicht die Dominanz der Clausewitzschen Theorie für die Niederlage des Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg verantwortlich, denn diese habe die Steigerung des Krieges zum totalen Krieg verhindert. „Befangen von den Lehren von Clausewitz standen vor und im Weltkriege Regierung, Beamenschaft und Volk, ja, viele Offiziere, dieser so notwendigen Tatsache fremd gegenüber“ (S. 8). Die Heftigkeit von Ludendorffs Clausewitz-Kritik resultiert wohl daraus, dass der Obersten Heeresleitung nach der Niederlage von einigen Kritikern vorgehalten wurde, die Lehren von Clausewitz' zu wenig berücksichtigt zu haben.
- 24 Vgl. dazu als zusammenfassenden Überblick *Ragnhild Fiebig-von Hase*, *Der Anfang vom Ende des Krieges: Deutschland, die USA und die Hintergründe des amerikanischen Kriegseintritts am 6. April 1917*, in: *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes

Köpfe des Widerstands gegen Hitler und vor seiner Kaltstellung durch Hitler Generalstabschef der Wehrmacht, hat in einem Vortrag vor der Berliner Mittwochsgesellschaft im Juni 1942 die Richtigkeit der Clausewitzschen Auffassung gegen Ludendorff verteidigt, aber zugleich geltend gemacht, dass die Politik das Instrument des Militärs nicht überfordern dürfe und wissen müsse, was es leisten könne und was nicht.²⁵ Das war mitten im Kriege eine unüberhörbare Kritik an Hitler und dessen Art der Kriegführung. Aber im Prinzip gelten diese Überlegungen auch für die heute von Seiten der Politik an militärische humanitäre Interventionen gestellten Erwartungen: Sie müssen den Möglichkeiten des Instruments entsprechen, und dabei ist immer wieder zu konstatieren, dass Zivilisten, insbesondere ehemalige Pazifisten, offenbar dazu neigen, die Problemlösungsfähigkeit des Militärs zu überschätzen.

In *Vom Kriege* hat Clausewitz mit Hilfe der Begriffstrias von Zweck, Ziel und Anstrengung die Entstehung und den Verlauf eines Krieges analysiert. „Man fängt keinen Krieg an, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will, das erstere ist der Zweck, das andere das Ziel.“²⁶ Die Formel vom Primat der Politik heißt für Clausewitz also, dass die Politik die Zwecke („mit dem Krieg“) und die Strategie die Ziele („in dem Krieg“) bestimmt. Die Unterscheidung von Zweck und Ziel ist bei Clausewitz freilich keineswegs nach dem Verhältnis einer mechanischen Subsumtion konzipiert, sondern die Möglichkeit, dass sich das Ziel an die Stelle des Zweckes setzt oder zumindest diesen zurückdrängt, wird immer mitgedacht; sie ist für Clausewitz eine Frage der politischen Verhältnisse in den kriegführenden Staaten, wobei er offenbar der Auffassung

hrsg. von Wolfgang Michalka, München 1994, S. 125-158; Roger Chickering, Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002, S. 82ff.

25 Ludwig Beck, Die Lehre vom totalen Kriege, in: Günter Dill (Hrsg.), Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz: Vom Kriege, Frankfurt/M. u.a. 1980, S. 520-541; vgl. auch Die Mittwochsgesellschaft. Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1932 bis 1944, hrsg. und eingeleitet von Klaus Scholder, Berlin 1982, S. 292-294.

26 Clausewitz, Vom Kriege (Fn. 1), S. 952.

zuneigte, dass die Ziele eines Krieges um so mehr dazu tendieren, dessen Zwecke zu verschlingen, je weniger die politischen Entscheidungen in den Händen einer kleinen Gruppe von Spezialisten liegt und je stärker das Volk am politischen Prozess partizipiert. „Die Franzosen“, so erklärt Clausewitz die Siegeszüge der französischen Armeen nach der Revolution, „hatten mit ihren revolutionären Mitteln das alte Instrument der Kriegführung wie mit Scheidewasser angegriffen; sie hatten das furchtbare Instrument des Krieges aus seinen alten diplomatischen und finanziellen Banden losgelassen; er schritt nun mit seiner rohen Gewalt einher, wälzte eine ungeheure Masse von Kräften mit sich fort, und man sah nichts als Trümmer der alten Kriegskunst auf der einen und unerhörte Erfolge auf der anderen Seite.“²⁷ Clausewitz hat die militärischen Erfolge der Französischen Revolution und anschließend die der napoleonischen Epoche im Ansatz also politisch und nicht militärisch zu erklären versucht.

Mit der Französischen Revolution hatte das von den Kabinetten zuvor ferngehaltene Volk die Bühnen der Politik gestürmt und das vom aufgeklärten Absolutismus ausgeklügelte System von Zweck, Ziel und Mittel völlig durcheinandergebracht: „Der Krieg war urplötzlich wieder eine Sache des Volkes geworden, und zwar eines Volkes von 30 Millionen, die sich alle als Staatsbürger betrachteten. [...] Mit dieser Teilnahme des Volkes an dem Krieg trat statt eines Kabinetts und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Waagschale.“²⁸ Der Kabinettskrieg war tendenziell zum Volkskrieg geworden. Es war das Bestreben der preußischen Reformer, die politischen Verhältnisse in Preußen so zu verändern, dass die Überlegenheit der Franzosen wieder ausgeglichen wurde und Preußen bzw. Deutschland wieder ein militärisches Gegengewicht zu Frankreich darzustellen vermochte. Das aber bedeutete, dass der politische Zweck nicht mehr in der für die Entscheidungsfindung der Kabinette üblichen Form das Maß der militärischen Anstrengungen sein konnte, sondern

27 Clausewitz, *Verstreute kleine Schriften*, zusammengestellt, bearbeitet und eingeleitet von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 228.

28 Clausewitz, *Vom Kriege* (Fn. 1), S. 970f.

durch ein erheblich größeres Äquivalent vertreten werden musste, damit das Volk für die ihm auferlegten Anstrengungen und Lasten, Kosten und Verluste auch einzutreten bereit war. In den Jahren 1807 bis 1815 hat Clausewitz wahrscheinlich in den umlaufenden Freiheitsvorstellungen und der Idee der bedingungslosen Hingabe der Menschen für das Vaterland und die Nation ein solches Äquivalent gesehen. Dass das *eigentliche Maß* der kriegerischen Anstrengungen aber nicht solche Äquivalente, sondern der politische Zweck selbst sei, der Krieg also wieder in die Bahnen der Kalkülrationalität zurückgeführt werden sollte,²⁹ hat er zumindest angedeutet, als er in *Vom Kriege* schrieb: „Der politische Zweck wird als Maß um so mehr vorherrschen und selbst entscheiden, je gleichgültiger sich die Massen verhalten, je geringer die Spannungen sind, die auch außerdem in beiden Staaten und ihren Verhältnissen sich finden, und so gibt es Fälle, wo er fast allein entscheidet.“³⁰ Die Massen, die die politische Bühne betreten haben, sind danach ein Störfaktor für die Kalkülrationalität der politischen Klassen. Man kann darin eine komplementäre Formel zu Kants Idee der Friedenssicherung durch die republikanische Kontrolle der Kriegserklärung sehen: Clausewitz fürchtete die Irrationalität des von der Kriegsfurie erfassten Volkes, das sich der Kalkülrationalität der Politiker entzog. Kant dagegen setzte auf die Friedensliebe des Volkes, das angesichts der gewaltigen Kosten und Lasten eines Krieges wenig Lust verspüre, seinen politischen Führern in einen

29 Im Prinzip ging es den preußischen Militärreformern um Scharnhorst um eine Resymmetrierung des Kriegsgeschehens in Europa, indem den Franzosen gleichartige militärische Kräfte entgegengestellt wurden. Die politischen und militärischen Reformen hatten also zum Ziel, den Vorsprung, den die Franzosen im Gefolge der Revolution erlangt hatten, auf reformerischem Wege wettzumachen. Die Alternative hierzu war die spanische Entwicklung, in der die französische Überlegenheit durch die Entfesselung des Volkskrieges, der Guerilla, ausgeglichen werden sollte. Die spanische Entwicklung zielte nicht auf Resymmetrierung, sondern auf die Ausbeutung der Vorteile von Asymmetrien; vgl. Münkler, *Die neuen Kriege* (Fn. 7), S. 118ff.

30 Clausewitz, *Vom Kriege* (Fn. 1), S. 201.

Krieg zu folgen.³¹ Die Geschichte der europäischen Kriege hat zunächst Clausewitz Recht gegeben, bevor sich schließlich Tendenzen durchgesetzt haben, die eher die Kantsche Auffassung stützen: Posthe-roische Gesellschaften stehen dem Krieg als einem politischen Problemlöser skeptisch bis ablehnend gegenüber. Ob das auf Dauer so bleiben wird, ist freilich eine offene Frage.

An die Unterscheidung von Zweck und Ziel im Kriege schließt sich bei Clausewitz systematisch die bekannte Definition von Strategie und Taktik an, wonach Taktik „die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht“, Strategie hingegen „die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zwecke des Krieges“ ist.³² Mit dieser Definition hat sich Clausewitz gegen empiristische Definitionen durchgesetzt, denen zufolge Taktik die Bewegung von Truppen innerhalb der Schußweite des Gegners sei, Strategie die Bewegung außerhalb dessen. Der gedankliche Sprung, den die Kriegstheorie mit Clausewitz vollzogen hat, läßt sich nirgendwo so scharf fassen wie in dieser Neudefinition des Verhältnisses von Strategie und Taktik. Clausewitz' analytische Stringenz zeigt sich schließlich in der weiteren Durchdringung dieser Unterscheidung im Hinblick auf Raum und Zeit: Taktik und Strategie unterscheiden sich danach durch die unterschiedlich verfügbaren Zeitressourcen, was zur Folge hat, dass die Taktik „eines nachhaltigen Gebrauchs der Kräfte“, die Strategie dagegen „nur eines gleichzeitigen“ fähig sei.³³ Clausewitz meint damit, dass in der Taktik die Verluste mit dem Umfang der gebrauchten Kräfte wachsen, während sie sich in der Strategie vermindern. Während also, wie in Clausewitz' analytischer Beschreibung der Schlacht bereits gezeigt, „in der Taktik die Streitkraft schon durch die bloße Dauer der wirklichen Anwen-

31 *Immanuel Kant*, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, in: ders., Werke in zehn Bänden, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1970, Bd. 9, S. 191-251, hier S. 205f. Methodisch ist Clausewitz' Denken im übrigen stark durch Kant bzw. die kantische Methode beeinflusst; vgl. hierzu *Aron*, Clausewitz. Den Krieg denken (Fn. 4), S. 658ff., sowie *Peter Paret*, Clausewitz und der Staat. Der Mensch, seine Theorien und seine Zeit, Bonn 1993, insbes. S. 200ff.

32 *Clausewitz*, Vom Kriege (Fn. 1), S. 271.

33 Ebd., S. 391.

„dung eine Schwächung erleidet, die Zeit also als ein Faktor in dem Produkt erscheint, [ist] dies in der Strategie nicht auf eine wesentliche Art der Fall.“³⁴

Die in Taktik und Strategie in unterschiedlichem Maß verfügbaren Zeitressourcen - dies hat Clausewitz während der napoleonischen Kriege immer wieder selbst beobachten können - sind auch für die je zu treffenden Entscheidungen der militärischen Führer von entscheidender Bedeutung: Taktische Entscheidungen, so Clausewitz, fallen leicht, denn der Augenblick reißt mit fort, „der Handelnde fühlt sich in einem Strudel fortgezogen, gegen den er ohne die verderblichsten Folgen nicht ankämpfen darf, er unterdrückt die aufsteigenden Bedenklichkeiten und wagt mutig weiter. In der Strategie, wo alles viel langsamer abläuft, ist den eigenen und fremden Bedenklichkeiten, Einwendungen und Vorstellungen und also auch der unzeitigen Reue viel mehr Raum gegönnt, und da man die Dinge in der Strategie nicht wie in der Taktik wenigstens zur Hälfte mit eigenen leiblichen Augen sieht, sondern alles erraten und vermuten muß, so ist auch die Überzeugung weniger kräftig.“³⁵ Der Feldherr zweifelt, ob Ort und Zeitpunkt für die Entscheidung eines ganzen Feldzuges richtig gewählt sind, denn die Entscheidungsschlacht als Zielpunkt aller zuvor getroffenen strategischen Dispositionen ist schließlich auch die Entscheidung darüber, ob die getroffenen Anordnungen richtig und der erbrachte Aufwand lohnend gewesen sind. „Die Waffenentscheidung“, so veranschaulicht Clausewitz die zentrale Bedeutung der Schlacht für den Gesamtverlauf eines Krieges, „ist für alle großen und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist; [...]“³⁶ Ist es richtig, hier und jetzt auf die bare Zahlung zu

34 Ebd., S. 395.

35 Ebd., S. 347.

36 Ebd., S. 227. Mehrfach hat Clausewitz das Kriegsgeschehen durch Vergleiche mit wirtschaftlichen Abläufen zu veranschaulichen versucht. So schreibt er über die strategischen Dispositionen des Truppenaufmarschs: „Man sieht, daß sie unaufhörlich vorkommen und gewissermaßen die Scheidemünze in dem strategischen Haushalt ausmachen, während die Hauptschlachten und alles, was mit ihnen auf gleicher Linie steht, die Gold- und Talerstücke sind“ (Ebd., S. 448). Oder über die Schlacht von Waterloo, die Clausewitz nach preußischer Konvention die von Belle-Alliance

dringen und auf diese Weise festzustellen, ob die zuvor ausgestellten Wechsel valide waren oder nunmehr allesamt platzen? Diese Entscheidung stellt sich nicht auf der taktischen, sondern allein auf der strategischen Ebene, und zeitlebens hat Clausewitz am strategischen Genie Napoleons bewundert, dass er sich ein ums andere Mal dieser Entscheidung gestellt hat: „Die Hauptschlacht ist um ihrer selbst willen da, um des Sieges willen, den sie geben soll, und der in ihr mit der höchsten Anstrengung gesucht wird. Hier an dieser Stelle, in dieser Stunde den Gegner zu überwinden, ist die Absicht, in welcher der ganze Kriegsplan mit allen seinen Fäden zusammenläuft, alle entfernte Hoffnungen und dunkle Vorstellungen von der Zukunft sich zusammenfinden; es tritt das Schicksal vor uns hin, um die Antwort auf die dreiste Frage zu geben.“³⁷

Für die Erfahrung von Sieg und Niederlage macht Clausewitz drei Kriterien geltend: das Ausmaß, in dem die ursprünglich aufgebodenenen Massen zusammengeschmolzen sind; der Verlust oder Gewinn an Boden, also die Frage, wer sich am Abend der Schlacht auf dem Kampfplatz zu behaupten vermochte; und schließlich als wichtigstes Verlust oder Aufrechterhaltung der ursprünglichen Ordnung. Mit großer Anschaulichkeit beschreibt Clausewitz, wie die Einsicht in die Niederlage, die am Abend der Schlacht allein der Feldherr und seine Stabsoffiziere gehabt haben, im Verlaufe der Nacht sich bei den Soldaten zur Erfahrung der Niederlage verdichtet. Und nun tritt auch ein, worum es den kriegführenden Parteien in der Schlacht überhaupt gegangen ist: der Verlust der moralischen Kräfte. Sie zu erschüttern, ist das eigentliche Ziel der militärischen Operationen. So schreibt Clausewitz über den Rückzug: „Gleich bei diesem ersten Marsch müssen wir eine Reihe von Ermatteten und Zerstreuten zurücklassen, oft gerade die Bravsten, die sich am weitesten vorgewagt, die am längsten ausgeharrt haben; das Gefühl besiegt zu sein, welches auf

nennt: „In der berühmtesten aller Schlachten, in der von Belle-Alliance, setzte Bonaparte seine letzten Kräfte daran, eine Schlacht zu wenden, die nicht mehr zu wenden war, er gab den letzten Heller aus und floh dann wie ein Bettler vom Schlachtfelde und aus dem Reiche“ (Ebd., S. 459).

37 Ebd., S. 461.

dem Schlachtfelde nur die höheren Offiziere ergriff, geht nun durch alle Klassen bis zum Gemeinen über, verstärkt durch den abscheulichen Eindruck, so viel brave Gefährten, die gerade in der Schlacht uns erst recht wert geworden sind, in Feindes Händen zurücklassen zu müssen, und verstärkt durch das erwachende Mißtrauen gegen die Führung, der mehr oder weniger jeder Untergebene die Schuld seiner vergeblich gemachten Anstrengungen beimißt.³⁸ Es ist diese Zerrüttung der moralischen Kräfte des Gegners, auf die, Clausewitz zufolge, die militärische Gewaltanwendung abzielt und durch die die Entscheidung über Sieg und Niederlage gefällt wird.

Ein weiteres Beispiel für die Intensität, mit der Clausewitz das Kriegsgeschehen analytisch durchdrungen hat, ist seine Unterscheidung zwischen Angriff und Verteidigung: „Die verteidigende Form des Kriegsführens“, so konstatiert er, „ist an sich stärker als die angreifende“, dafür hat sie im Erhalten jedoch nur einen negativen, der Angriff im Erobern dagegen einen positiven Zweck.³⁹ Clausewitz definiert die Verteidigung darum als die stärkere Form mit dem schwächeren Zweck und den Angriff komplementär dazu als die schwächere Form mit dem stärkeren Zweck. Damit kommt auch hier die Politik wieder ins Spiel, der er die Aufgabe zuweist, die „Hauptlineamente des Krieges“ zu bestimmen: „Wer stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen, der darf den größeren Zweck wollen; wer sich den geringeren Zweck setzt, kann es nur tun, um den Vorteil der stärkeren Form zu genießen.“⁴⁰ Diese Unterscheidung ist für Clausewitz aber nicht starr, sondern wird unter Einbeziehung von Raum und Zeit dynamisiert. Der Rückzug ins Landesinnere, so empfiehlt er, könne „dem Verteidiger nach und nach dasjenige Gleichgewicht oder die Überlegenheit verschaffen, die ihm nötig ist und an der Grenze fehlte“.⁴¹ So seien die Russen im Feldzug von 1812 mit jedem Kilometer, den sie zurückgingen und den die *Grande Armée* Napoleons vorrückte, dem „Punkt des Gleichgewichts“ nähergekommen. Der Rückzug ins Landesinnere ist

38 Ebd., S. 463.

39 Ebd., S. 615.

40 Ebd., S. 617.

41 Ebd., S. 651.

also eine Widerstandsart, „bei welcher der Feind nicht sowohl durch das Schwert, sondern durch seine eigenen Anstrengungen zugrunde gehen soll“.⁴² Hat der Angreifer den Punkt überschritten, an dem er sich mit dem Verteidiger im Gleichgewicht befand, so erfolgt mit großer Wahrscheinlichkeit ein Rückschlag, und „die Gewalt eines solchen Rückschlags ist gewöhnlich viel größer als die Kraft des Stoßes war. Dies nennen wir den Kulminationspunkt des Angriffs.“⁴³ Die Unterscheidung zwischen Angriff und Verteidigung hat Clausewitz auch für den Begriff des Krieges selber fruchtbar gemacht und zu der These zugespitzt, der Krieg beginne nicht eigentlich mit dem Angriff, sondern mit der Verteidigung: „Wenn wir uns die Entstehung des Krieges philosophisch denken, so entsteht der eigentliche Begriff des Krieges nicht mit dem Angriff, weil dieser nicht sowohl den Kampf als die Besitznahme zum absoluten Zweck hat, sondern er entsteht erst mit der Verteidigung, denn diese hat den Kampf zum unmittelbaren Zweck, weil abwehren und kämpfen offenbar eines sind.“⁴⁴ Aus Clausewitz' Sicht wäre darum ein Verbot des Angriffskrieges, wie es vom Genfer Völkerbund entworfen wurde, ebenso sinnlos wie widersinnig gewesen: Der Angreifer versichere gern, dass er friedliebend sei, und wenn man ihm keinen Widerstand entgegensetze, so nehme er sich eben im Frieden, was er wolle. Ich fürchte, dass darüber genauer nachzudenken auch heute noch ein lohnenswertes Unterfangen ist. Die in Genf in Gang gesetzte Entwicklung, die in Artikel 2, Ziffer 4 der UN-Charta und dem darin formulierten Verbot der Gewaltanwendung und sogar Gewaltandrohung in der internationalen Politik ihren Niederschlag gefunden hat, hat schließlich zu einer normativen Überlastung des einzig vorgesehenen Ausnahmefalls geführt: dem in Artikel 51 zugestandenem Recht auf Selbstverteidigung. In der Vorstellung vom Präventiv- bzw. Präemptivkrieg, wie sie in der Nationalen Sicherheitsstrategie der USA vom September 2002 entfaltet wird, ist der Begriff der Verteidigung so

42 Ebd., S. 877.

43 Ebd., S. 879. Das Theorem vom Kulminationspunkt des Angriffs findet sich auch in jüngeren Arbeiten zur politischen und militärischen Strategie; vgl. *Edward Luttwak, Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden*, Lüneburg 2003, S. 68ff.

44 *Clausewitz, Vom Kriege* (Fn. 1), S. 644.

weit ausgedehnt worden, dass tendenziell alles als Verteidigung bezeichnet werden kann. Aus einer klassischen Angriffshandlung ist dadurch ein Verteidigungsfall geworden.

Die Passagen zu Angriff und Verteidigung zeigen freilich auch, dass Clausewitz nicht bloß militärischer Analytiker, sondern zugleich ein politischer Kopf gewesen ist, der sich stets auch mit den politischen Rahmenbedingungen auseinandergesetzt hat, unter denen der Krieg als ein Instrument der Politik eingesetzt wird. Wohl kaum etwas markierte die Differenz zwischen den „Parteien“ der Konservativen und der Reformer in Preußen zu Beginn des 19. Jahrhunderts präziser als die Reflexion auf die politischen Rahmenbedingungen militärischer Konfliktaustragung, insbesondere im Hinblick auf die Französische Revolution.⁴⁵ Clausewitz' bereits zitierte Feststellung, die Franzosen hätten „mit ihren revolutionären Mitteln das alte Instrument der Kriegführung wie mit Scheidewasser angegriffen“, ⁴⁶ schließt an Überlegungen seines Lehrers Scharnhorst an, der bereits 1797 die militärischen Erfolge der Franzosen auf die durch die Revolution bewirkten *gesellschaftlichen Veränderungen* zurückgeführt hatte. „Die Quelle des Unglücks“, so Scharnhorst, „welches die verbündeten Mächte in dem Revolutionskrieg betroffen hat, muß tief mit ihren inneren Verhältnissen und denen der französischen Revolution verbunden sein.“ ⁴⁷

Damit war zugleich das Programm der Reformer umrissen, das sich nicht auf eine Veränderung der Militärorganisation sowie Neuerungen in Strategie und Taktik (Divisionsgliederung, Schützengefecht, Kolonnen-taktik) beschränken konnte, sondern politisch-gesellschaftliche Reformen mitumfassen mußte, die auch in Preußen und Deutschland das Volk auf die politisch-militärische Bühne führen sollten. Clausewitz unterscheidet darum zwischen dem Kabinetts- und dem Volkskrieg, indem er deren unterschiedliche politisch-gesellschaftliche Voraussetzungen herausstellt. Solange der Krieg, wie vom Westfäli-

45 Diese Dimension in Clausewitz' Werk ist besonders intensiv herausgearbeitet bei Paret, Clausewitz und der Staat (Fn. 31), insbes. S. 173ff.

46 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften (Fn. 27), S. 228.

47 Gerhard Johann David von Scharnhorst, Militärische Schriften, hrsg. von Frhr. von der Goltz, Berlin 1881, S. 195.

schen Frieden 1648 bis zur Französischen Revolution, „eine bloße Angelegenheit des Kabinetts [war], an welchem das Volk nur als blindes Instrument teilnahm“,⁴⁸ war er auch „dem Interesse des Volkes entfremdet“, das keinen anderen Anteil hatte, als für die Kosten aufzukommen.⁴⁹ „Auf diese Weise wurde der Krieg in eben dem Maße, wie sich die Regierung vom Volk trennte und sich als den Staat ansah, ein bloßes Geschäft der Regierungen, welches sie vermittelt der Taler in ihrem Koffer und der müßigen Herumtreiber in ihren und den benachbarten Provinzen zustande brachten.“⁵⁰ Die Folge dessen war, dass der Krieg seine Tendenz zum Äußersten verlor und sich in ein mit Mäßigung und Bedenklichkeit gehandhabtes Instrument verwandelte. „So wurde der Krieg seinem Wesen nach ein wirkliches Spiel, wobei Zeit und Zufall die Karten mischten; seiner Bedeutung nach war er aber nur eine etwas verstärkte Diplomatie, eine kräftigere Art zu unterhandeln, in der Schlachten und Belagerungen die Hauptnoten waren. Sich in einen mäßigen Vorteil zu setzen, um beim Friedensschluß davon Gebrauch zu machen, war das Ziel auch des Ehrgeizigsten.“⁵¹ Die Folge dessen war, dass sich der Krieg nicht bloß seinen Mitteln nach, sondern auch hinsichtlich seiner Ziele immer mehr auf das Heer beschränkte und das Volk mit ihm immer weniger zu tun, infolgedessen unter ihm aber auch immer weniger zu leiden hatte. „Ganz Europa freute sich dieser Richtung und hielt sie für eine notwendige Folge des fortschreitenden Geistes.“⁵²

Mit der Französischen Revolution hat sich dies dann grundlegend geändert und die aufklärerische Vorstellung vom allmählichen Verschwinden des Krieges erwies sich, wie Clausewitz schreibt, als ein Irrtum: Das Volk kehrte auf die Bühne des Kriegsgeschehens zurück und damit bekam auch das Element der Gewalttätigkeit wieder größere Bedeutung: „Mit dieser Teilnahme des Volkes an dem Krieg trat statt eines Kabinetts und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürli-

48 *Clausewitz*, Vom Kriege (Fn. 1), S. 959.

49 Ebd., S. 969.

50 Ebd., S. 967.

51 Ebd., S. 968.

52 Ebd., S. 969.

chen Gewicht in die Waagschale.“⁵³ Die Konsequenz der Reformer lautete, dass nur dort, wo ebenfalls das ganze Volk am Krieg teilnahm, den Franzosen Paroli geboten werden konnte. Diesem Programm hat sich Clausewitz, etwa in der Verteidigung der 1813 geschaffenen Landwehr gegen deren Kritiker, bis zu seinem Tode verpflichtet gefühlt. Dass dies auch von seinen innenpolitischen Gegnern, den Konservativen und Reaktionären, die nach dem Sturz Napoleons wieder zunehmend an politischem Einfluss gewannen, so gesehen wurde, zeigt der erbitterte Widerstand, den sie Clausewitz' Ernennung zum preußischen Botschafter in England entgegensetzten. An ihrem Widerstand ist der von Clausewitz angestrebte Wechsel von der militärischen in eine diplomatische Karriere gescheitert.⁵⁴

Clausewitz' Karriere ist freilich nicht nur durch den Widerstand seiner politischen Gegner bedroht gewesen. Lange Zeit stellte der unklare Adelstitel seiner Familie ein erhebliches Problem für seinen Aufstieg im Militär und seine gesellschaftliche Stellung dar. Sein Vater Friedrich Gabriel, der es am Ende des Siebenjährigen Krieges zum Secondelieutenant gebracht hatte, wurde in einer Offiziersliste von 1766 unter der Rubrik „So nicht vom Adel“ aufgeführt. 1767 hat Friedrich Gabriel den Militärdienst verlassen müssen und in Burg bei Magdeburg eine Anstellung als Accise-Kassen-Kontrollleur erhalten. Er heiratete Friederike Schmidt, mit der er acht Kinder hatte, die am Rande der Armut aufwuchsen. Der 1780 geborene vierte Sohn wurde auf den Namen Carl Philipp Gottlieb getauft. Wie für die älteren Söhne hatte der Vater auch für Carl die Militärlaufbahn vorgesehen: 1792, kurz nach seinem 12. Geburtstag, wurde Clausewitz in das Infanterieregiment Nr. 34 in Potsdam aufgenommen. Doch die frühe Trennung von der Familie scheint ihm ausgesprochen schwergefallen zu sein, denn noch 29 Jahre später berichtet er anlässlich eines Aufenthalts in Potsdam an seine Frau, er habe das Haus wiedererkannt, in dem er damals mit seinem Vater übernachtet habe, und fügt an, er habe noch

53 Ebd., S. 971.

54 Dazu *Peter Paret*, Bemerkungen zu dem Versuch von Clausewitz, zum Gesandten in London ernannt zu werden, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands*, Bd. 27, 1977.

„die allerdeutlichste Vorstellung von den schwermütigen Empfindungen, die vorzüglich damals mein Herz umlagerten und mich eigentlich nie ganz verlassen haben“.⁵⁵

Clausewitz' melancholische Grunddisposition ist durch die frühe Trennung von der Familie sicherlich verstärkt, wenn nicht hervorgerufen worden. Seine Unsicherheit im gesellschaftlichen Verkehr wurde ihm oft als Arroganz ausgelegt. In den Kreisen seiner Offizierskollegen galt er als schwierig und kontaktarm. Bei Truppeninspektionen, so ein Bericht, habe er sich oft zu anderen Offizieren gesellt, um sich „bei ihnen auszuschweigen“.⁵⁶ Clausewitz' engste Vertraute war – neben Scharnhorst und Gneisenau – darum seine Frau Marie, mit der er einen intensiven geistigen Austausch hatte und die auch nach seinem Tode seine Arbeiten ediert hat. Dazu gehört auch das Werk *Vom Kriege*, das Clausewitz selbst – auch darin nie mit sich und seinen Leistungen zufrieden – als unvollendet angesehen hat.

→ Was bleibt heute von der Clausewitzschen Theorie relevant für die Analyse der jüngsten Kriege? Sie sind nur noch in den seltensten Fällen zwischenstaatliche Kriege im klassischen Sinn, sondern verwandeln sich immer häufiger aus innergesellschaftlichen in transnationale Kriege, bilden also eine Gemengelage aus Staatenkrieg und Bürgerkrieg, in der die politischen Willen der beteiligten Parteien nur schwer auszumachen sind. Immer häufiger tauchen in diesen Kriegen Akteure auf, bei denen es schwerfällt, überhaupt politische Ziele der Gewaltanwendung auszumachen, weil sie aus dem Krieg eine Form von Lebensunterhalt und Erwerbsleben gemacht haben.⁵⁷ Es hat darum den Anschein, als ob die vielzitierte Formel vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln obsolet geworden sei. Doch Clausewitz' ursprüngliche Definition des Krieges als eines Akts der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, scheint nach wie vor Gültigkeit zu haben, auch wenn die Schlacht

55 Clausewitz, Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern (Fn. 11), S. 410.

56 Dazu Ulrich Marwedel, Carl von Clausewitz. Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte seines Werkes bis 1918, Boppard 1978, S. 45-61.

57 Dazu ausführlich Kaldor, Neue und alte Kriege (Fn. 7); sowie Münkler, Die neuen Kriege (Fn. 7).

inzwischen durch das Massaker und die symmetrische Konfrontation gleich gerüsteter Gegner durch asymmetrischen Gewalteinsatz abgelöst worden sind. Selbst von den Planern der Terrorattacken vom 11. September wird man sagen können, dass sie Gewalt angewandt haben, um ihren Gegner, die USA, zur Erfüllung ihres Willens zu zwingen. Dieser Wille dürfte wohl darin bestehen, die USA zum Rückzug ihrer militärischen, aber auch wirtschaftlichen und kulturellen Präsenz aus den arabisch-islamischen Ländern zu zwingen. Da dies den strategischen Planern von Al-Qaida nicht mit klassischen militärischen Mitteln möglich war, insofern die Überlegenheit der USA so unendlich groß ist, dass jeder Versuch einer symmetrischen Konfrontation aussichtslos wäre, haben sie zu den Mitteln asymmetrischer Kriegführung gegriffen.⁵⁸ Eine solche durch die Clausewitzsche Theorie angeleitete Analyse der jüngsten Formen des internationalen Terrorismus scheint mir jedenfalls erheblich prognosefähiger und rationaler zu sein als die kulturalistisch imprägnierten Spekulationen, die seit geraumer Zeit ins Kraut schießen. Terrorismus ließe sich mit Hilfe von Clausewitz' Analytik also definieren als eine Kampfweise, die aus einer Position der Schwäche heraus den Versuch unternimmt, in der schwächeren Form den stärkeren Zweck zu verfolgen, und die dies nur kann, weil sie mit radikalen Auflösungen und Umdefinitionen arbeitet. Nur indem die neuen Formen des internationalen Terrorismus die Grenzen zwischen Krieg und Frieden sowie die zwischen Kombattanten und Nonkombattanten niedergerissen und die zivile Infrastruktur des angegriffenen Landes in Waffen umdefiniert haben, ist ihnen diese Fähigkeit zum Angriff zugewachsen. Man wird sich ihnen um so eher gewachsen zeigen, je mehr man sich bei ihrer Bekämpfung auf Clausewitz statt auf Huntington und all die anderen stützt.

58 Zu einem ersten Versuch, mit Clausewitzschen Kategorien die Terroranschläge vom 11. September 2001 zu analysieren vgl. *Herfried Münkler*, Sind wir im Krieg? Über Terrorismus, Partisanen und die neuen Formen des Krieges, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 42. Jg., 2001, Heft 4, S. 581-589; sowie *ders.*, Grammatik der Gewalt. Über den Strategiewandel des Terrorismus, in: *Schriftenreihe der Johann Joachim Becher-Gesellschaft zu Speyer*, Heft 17, 2003, S. 5-16.



Herfried Münkler

- | | |
|------------|--|
| 15.08.1951 | geb. in Friedberg/Hessen |
| 1972-1977 | Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie in Frankfurt und Heidelberg |
| 1981 | Promotion zum Dr. phil. an der Goethe-Universität Frankfurt/Main |
| 1987 | Habilitation an der Goethe-Universität Frankfurt/Main |
| 1987-1992 | Vertretung einer Professur für Politikwissenschaft am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität |
| 1991-1997 | Sprecher der Sektion „Politische Theorie und Ideengeschichte“ in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaften |
| 1992 | Professor für Theorie der Politik am Fachbereich Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin |
| 1992 | Berufung in die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Dort Vorsitzender der Leitungskommissionen zur Feuerbach-Gesamtausgabe und zur Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) |
| 1994-2000 | Mitglied der DFG-Forschergruppe „Gesellschaftsvergleich“ an der Humboldt-Universität |
| 1999-2002 | Sprecher der Arbeitsgruppe „Gemeinwohl und Gemeinsinn“ an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften |

Buchveröffentlichungen (Auswahl): Machiavelli. Die Begründung des politischen Denkens der Neuzeit aus der Krise der Republik Florenz. Frankfurt/M. 1982, Taschenbuchausgabe⁴1995; Pipers Handbuch der politischen Ideen, 5 Bde., 1985-1993 (gemeinsam mit Iring Fetscher); Im Namen des Staates. Die Begründung der Staatsraison in der Frühen Neuzeit, 1987; Odysseus und Cassandra. Politik im Mythos, Frankfurt/M., ²1991; Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, 1992; Hobbes zur Einführung, 1993, Neuauflage Frankfurt/M. 2001; Politische Bilder, Politik der Metaphern. Frankfurt/M. 1994; Konzeptionen der Gerechtigkeit, 1999 (hrsg. gemeinsam mit Marcus Llanque); Die Wiedergeburt des Krieges aus dem Geist der Revolu-

tion. Studien zum bellizistischen Diskurs des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, 1999 (hrsg. gemeinsam mit Johannes Kunisch); Lexikon der Renaissance, 2000 (gemeinsam mit Marina Münkler); Gemeinwohl und Gemeinsinn, 4 Bände, 2001-2002 (hrsg. gemeinsam mit Karsten Fischer und Harald Bluhm); Die neuen Kriege, 2002; Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion, 2002; Der neue Golfkrieg, 2003.

Würzburger Vorträge zur Rechtsphilosophie, Rechtstheorie und Rechtssoziologie

- Heft 1: Arthur Kaufmann: **Theorie der Gerechtigkeit.** Problemgeschichtliche Betrachtungen (vergriffen)
- Heft 3: Niklas Luhmann: **Die soziologische Beobachtung des Rechts,** 1986, 48 S., 9,50 €
- Heft 4: Ernst-Wolfgang Böckenförde: **Die verfassunggebende Gewalt des Volkes – Ein Grenzbegriff des Verfassungsrechts** (vergriffen)
- Heft 5: Ralf Dreier: **Rechtsbegriff und Rechtsidee.** Kants Rechtsbegriff und seine Bedeutung für die gegenwärtige Diskussion (vergriffen)
- Heft 6: Günter Dux: **Der Täter hinter dem Tun.** Zur soziologischen Kritik der Schuld, 1988, 58 S., 13,90 €
- Heft 7: Franz Bydliński: **Recht, Methode und Jurisprudenz,** 1987, 46 S., 11,50 €
- Heft 8: Martin Kriele: **Freiheit und „Befreiung“.** Gibt es eine Rangordnung der Menschenrechte?, 1988. 52 S., 14,90 €
- Heft 9: Manfred Rehbinder: **Fortschritte und Entwicklungstendenzen einer Soziologie der Justiz,** 1989, 63 S., 14,90 €
- Heft 10: Klaus Lüderssen: **Die Krise des öffentlichen Strafanspruchs,** 1989, 62 S., 14,90 €
- Heft 11: Norbert Hoerster: **Verteidigung des Rechtspositivismus,** 1989, 31 S., 14,90 €
- Heft 12: Guiseppe Duso: **Der Begriff der Repräsentation bei Hegel und das moderne Problem der politischen Einheit,** 1990, 55 S., 13,90 €
- Heft 13: Otfried Höffe: **Gerechtigkeit als Tausch?** Zum politischen Projekt der Moderne, 1991, 37 S., 10, 50 €
- Heft 14: Klaus F. Röhl: **Die Gerechtigkeitstheorie des Aristoteles aus der Sicht sozialpsychologischer Gerechtigkeitsforschung,** 1992, 59 S., 14,90 €
- Heft 15: Hans Albert: **Rechtswissenschaft als Realwissenschaft.** Das Recht als soziale Tatsache und die Aufgabe der Jurisprudenz, 1993, 37 S., 11,50 €
- Heft 16: Gerd Irrlitz: **Moral und Methode.** Die Struktur in Kants Moralphilosophie und die Diskursethik (vergriffen)



NOMOS Verlagsgesellschaft
76520 Baden-Baden

Würzburger Vorträge zur Rechtsphilosophie, Rechtstheorie und Rechtssoziologie

- Heft 17: Hasso Hofmann: **Gebot, Vertrag, Sitte.** Die Urformen der Begründung von Rechtsverbindlichkeit, 1993, 49 S., 14,90 €
- Heft 18: Klaus Adomeit: **Das bürgerliche Recht, das Bürgerliche Gesetzbuch und die bürgerliche Gesellschaft,** 1996, 42 S., 14,90 €
- Heft 19: Wolfgang Schild: **Schuld und Unfreiheit.** Gedanken zur Strafjustiz und Psychoanalyse in Leonhard Franks »Die Ursache«, 1996, 50 S., 14,90 €
- Heft 20: Kurt Seelmann: **Theologie und Jurisprudenz an der Schwelle zur Moderne.** Die Geburt des neuzeitlichen Naturrechts in der iberischen Spätscholastik. 1997, 36 S., 12,90 €
- Heft 21: Winfried Brugger: **Menschenwürde, Menschenrechte, Grundrechte** (vergriffen)
- Heft 22: Michael Stolleis: **Rechtsgeschichte als Kunstprodukt.** Zur Entbehrlichkeit von „Begriff“ und „Tatsache“, 1997, 30 S., brosch., 13,90 €
- Heft 23: Gertrude Lübke-Wolff: **Recht und Moral im Umweltschutz.** 1999, 49 S., brosch., 16,50 €
- Heft 24: Robert Walter: **Hans Kelsens Rechtslehre.** 1999, 37 S., brosch., 14,90 €
- Heft 25: Stefan Breuer: **Georg Jellinek und Max Weber.** Von der sozialen zur soziologischen Staatslehre, 1999, 39 S., brosch., 14,90 €
- Heft 26: Wolfgang Kersting: **Rechtsphilosophische Probleme des Sozialstaats.** 2000, 40 S., brosch., 14,- €
- Heft 27: Wolfgang Huber: **Rechtfertigung und Recht.** Über die christlichen Wurzeln der europäischen Rechtskultur. 2001, 44 S., brosch., 15,- €
- Heft 28: Kristian Kühl: **Die Bedeutung der Rechtsphilosophie für das Strafrecht.** 2001, 56 S., brosch., 15,- €
- Heft 29: Peter Landau: **Rechtsphilosophie unter der Diktatur.** Drei Beispiele deutschen Rechtsdenkens während des Zweiten Weltkriegs. 2002, 32 S., brosch., 12,- €



NOMOS Verlagsgesellschaft
76520 Baden-Baden